

Harald Greil

Was wirkt?

Diese Frage an die Psychoanalyse macht in einem ersten Schritt den Versuch einer Klärung dessen nötig, was das Wort *wirken* sagen könnte, also in welche Richtung eine eventuelle Wirkung geht. Wirksam, effektiv sein impliziert bestimmte Dinge, die die Psychoanalyse nur schlecht bieten zu können scheint. Deswegen scheint sie »out« zu sein, schon am Schwinden, eigentlich nur noch eine anachronistische Fußnote der Geschichte, zumindest in Bereichen eines öffentlichen Diskurses, dem es sehr um eine bestimmte Art von Effektivität geht. Da ist es schon verwunderlich, daß es noch Leute gibt, die viel Zeit und manchmal auch Geld einsetzen, um eine Psychoanalyse zu machen. So scheint jemandem, der leidet und auch den Eindruck hat, daß dies Leiden etwas bedeuten könnte – etwa, daß es mit etwas ihm bisher nicht Zugänglichen in Verbindung steht, daß sich etwas Unerträgliches immer wieder zeigt, um das das Subjekt nur kreisen kann –, die Psychoanalyse noch etwas bieten zu können, was im üblichen Diskurs der Effektivität nicht vorkommt. Oft fallen in den Vorgesprächen Äußerungen derart, daß der Analysant vom Analytiker zunächst eine Art medizinische, zielgerichtete, eben wirksame Behandlung seiner Symptome erwarte. Nach einer ersten Verwunderung, manchmal auch Verwirrung aufgrund einer merkwürdigen und ungewohnten Weise zu sprechen, stellt sich manchmal eine positive Überraschung ein, die oft mit einer deutlichen (nicht unbedingt anhaltenden) Veränderung seiner Verfassung einhergeht, über die er

sagt, er wisse eigentlich gar nicht, warum sich etwas verändert habe. Dieses Nichtwissen wird auch oft in fortgeschrittenen Phasen der Analyse geäußert. Ob dieses Nichtwissen, warum sich etwas in einer Analyse ändert, auch auf Seiten des Analytikers besteht, soll hier zum Thema gemacht werden.

In einem ersten Klärungsversuch möchte ich skizzieren, was im geläufigen und auch wissenschaftlichen Diskurs als *wirksam gilt* und einen Kontrast herstellen zu dem, was in der Psychoanalyse *wirken könnte*. Naheliegend ist es, an einen therapeutischen Effekt im medizinischen Sinne zu denken. Obwohl die Psychoanalyse immer eine besondere Verbindung zur Medizin hatte und hat, sowohl was die Umstände ihrer Erfindung, als auch die ihrer Praxis betreffen, ist es doch wichtig, auf einen Unterschied zur Medizin hinzuweisen, nämlich daß der Analytiker nicht heilen will. Freud warnt davor: Nur nicht heilen wollen!¹ Etymologisch bemerkenswert ist, daß das Wort *heilen* neben der Bedeutung »gesund machen« die von »kastrieren«, »dem männlichen Tier durch Wegschneiden der Hoden die Wildheit nehmen, damit es vor den Pflug gespannt werden kann«² hat. In der Psychoanalyse dreht es sich auch um Kastration, aber nicht im veterinärmedizinischen Sinne, sondern es geht um eine besondere Art Wildheit, auf die zu verzichten ist.

Hier zeigt sich eine merkwürdige Zuordnung des Begriffs *heilen* und des Bedeutungsfeldes *hemmen*, *verzichten*, *vermeiden*, das ja üblicherweise mit Krankheit bzw. den Folgen von Krankheit verbunden wird. Heilung bedeutet im psychoanalytischen Sinn, auf die zentrale Problematik des Ödipus bezogen, die Grenze anzuerkennen, die durch das väterliche Gesetz gezogen wird und mit ihm das Verbot des angestrebten Objekts ausspricht. Dem Ödipusschema zufolge wäre das vom Kind angestrebte Objekt die Mutter und es geht in der Analyse um den Verzicht auf dieses Objekt; und Verzicht nun ist eigentlich etwas, was nicht unbedingt mit Heil, Glück in Verbindung gebracht werden kann, sondern auf den ersten Blick einem Symptom, einer Einschränkung von optimaler Gesundheit zuzugehören scheint. Krankheit, nach psychoanalytischem Verständnis, hingegen wäre der Versuch, eine solche Begrenzung, einen solchen Verzicht zu vermeiden, auf dem ursprünglich angestrebten Objekt zu beharren. Diese Formulierungen sollen nicht heißen, daß es um einen bewußten Verzicht, eine bewußte Einsicht in die Notwendigkeit geht. Die Psychoanalyse verspricht also aus konventioneller Sicht nicht das Heil, auch nicht das Glück oder Freiheit von allen Einschränkungen;

sondern umgekehrt geht sie davon aus, daß Verzicht und Verlust dem Subjekt Freiraum ermöglichen.

Nun gibt es das oft zitierte Freudsche Diktum, daß in der Analyse die Leistungs- und Genußfähigkeit³ wiederhergestellt werden soll. Freud betont, daß der Neurotiker das, was er in seiner Phantasie wünscht und anstrebt, in der Realität meidet, er kann also nicht handeln. Dieser Zustand soll geändert werden, so daß er, wie Freud es oft formuliert, Ordentliches leisten können soll.

Des weiteren wäre an eine Auflösung der von dem Analysanten zu Beginn einer Analyse beklagten Symptome zu denken. Nun ist in der Auffassung der Analyse ein Symptom nicht wie in der Medizin ein Zeichen für eine dahinter liegende Krankheit, sondern, wenn man Freud folgt, eine Kompromißbildung zwischen einem unbewußten Wunsch und dem entsprechenden Verbot; als ein Symptom wären etwa eine Zwangsvorstellung oder eine Konversion in körperliche Beschwerden aufzufassen, wobei das Symptom als eine voll gültige Triebbefriedigung angesehen wird, die allerdings mit Leiden und Einschränkungen verbunden ist. Falls eine völlige Lösung des Symptoms möglich wäre, ohne ein Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten⁴ und damit ohne Veränderungen durch das Sprechen beim Analysanten, wäre, nach der Theorie der Psychoanalyse über die Symptombildung, auch der unbewußte Wunsch als ein Teil der symptomatischen Kompromißbildung beseitigt. Man könnte dann von einem von allen seinen Symptomen umstandslos befreiten Subjekt sagen, es sei buchstäblich wunschlos glücklich. Es gibt, im Verlauf einer Analyse, auch spontan oder unter veränderten Umständen ein Verschwinden von Symptomen. Dies bedeutet aber keine Rückkehr zu einem normalen, integren, unbeschädigten Zustand, sondern, da unbewußte Wünsche unzerstörbar und zeitlos sind, muß der entsprechende Wunsch andere Wege gefunden haben, sich zu realisieren; so kann z.B. ein körperliches Symptom in einen anderen körperlichen Bereich verschoben werden. Hier besteht ein wesentlicher Unterschied u.a. zur klassischen Verhaltenstherapie, in der davon ausgegangen wird, daß ein Symptom als ein unangebrachtes, erlerntes Verhalten gelöscht und dafür ein adäquateres neu gelernt werden kann.

Zum anderen impliziert die Rückkehr zu einem scheinbar integren Zustand von Gesundheit die Vorstellung von einem idealen Zustand. Wenn der Analytiker sich eine derartige Idealvorstellung macht, zu der er den Analysanten sozusagen hinführen will, artet dies bestenfalls in eine Indoctrination aus. Selbst wenn er dieses Ziel zu Beginn der Behandlung

mit dem Analysanten aushandelte, würde ein starres Bild fixiert und zur Leitlinie erhoben. Es ist dann eigentlich alles schon gelaufen, die Analyse wäre nur noch ein Vollzug unter der Herrschaft eines Ideals. Ideale und Idealisierungen sind in der Analyse aber Phänomene, die analysiert werden müssen.

Für den Platz, den die Psychoanalyse z.Zt. im Gesundheitswesen, also als Kassenanalyse, noch einnimmt, bedeutet dies nichts Gutes. Denn mit dem Versuch, therapeutische Wirkungen im Rahmen einer wissenschaftlichen Evaluation zu operationalisieren und quantitativ zu erfassen, sind die zuletzt genannten Vorstellungen der Verhaltenstherapie sehr viel kompatibler als die psychoanalytischen.

Die Evaluation der Wirkungen der verschiedenen psychotherapeutischen Schulen, und eben auch der Psychoanalyse, mit wissenschaftlichen Methoden soll ermöglichen, objektiv vergleichen zu können, was aus der Sicht einer Institution wie der Krankenkasse verständlich ist, da sie ja irgendein fixiertes, nachvollziehbares Verfahren haben muß, um die Verteilung der Gelder der Versicherten rechtfertigen zu können. Die Psychoanalyse hat hier einen schweren Stand, weil es bei ihr um das Unbewußte, das Subjekt geht, das bei den Evaluationsverfahren nicht erfaßt und berücksichtigt werden kann, sondern gerade durch Objektivierung verschwindet.⁵ Je mehr die Psychoanalyse sich bemüht, vor dieser wissenschaftlichen Überprüfung zu bestehen, desto mehr muß sie das, was sie ausmacht, aufgeben. Außerdem wird hier, aus psychoanalytischer Sicht, ein Garant der Wahrheit oder eher der Gewißheit, den die wissenschaftliche, objektivierende Methode abgeben soll, gesucht. Diese Methode soll von außen, neutral, objektivierend, ohne subjektive Verzerrung, intersubjektiv nachvollziehbar, wie es heißt, sicherstellen, daß man sich auf die Bewertung und die Vergleichung zwischen den verschiedenen Methoden verlassen kann. In Lacanscher Terminologie: Ein Anderer des Anderen wird somit unterstellt, ein quasi archimedischer Punkt, der außerhalb der symbolischen Ordnung, die für das Subjekt konstituierend ist, stehen müßte; er würde zwecks Vergleichbarkeit (und damit Kontrolle) indirekt und bestimmd in den Prozeß der Analyse hineinwirken, was für die psychoanalytische Praxis Probleme aufwirft: Sie wird unter solchen Umständen tendenziell zum bürokratisch genehmigten Genuß, zum Vollzug einer von einer eigentlich unangreifbaren Instanz genehmigten Maßnahme. Dies klingt sicher sehr düster und pessimistisch, dennoch ist es, meines Erachtens, durchaus möglich, im Rahmen der Krankenkassen eine Psychoanalyse zu machen. Diese be-

sonderen Probleme der Psychoanalyse, die sie mit der Reglementierung durch die Krankenkassen hat, verweisen lediglich darauf, daß die Psychoanalyse sich nicht so ohne weiteres in den Rahmen staatlicher Fürsorge einfügen kann, weil sie nicht das Glück, die Wohlfahrt, die Abwesenheit von Schmerzen und Leid verspricht.⁶ Man kann, etwas allgemein gefaßt, sagen, daß es in der Kur darum geht, dem Subjekt zu ermöglichen, etwas (anderes) anzuerkennen, in dem Sinne, daß sich etwas nicht immer gleich wiederholen muß, daß es Auswege aus Sackgassen geben könnte, daß man sich auf solche Auswege einlassen könnte, ohne vorher zu wissen, wohin diese führen. Im Gegensatz zu allen anderen psychotherapeutischen Richtungen und Schulen ist das – vor allem wenn es forciert angestrebt wird – optimierte, sozusagen störungsfreie Funktionieren selbst ein Symptom, worauf ich schon oben im Zusammenhang mit der merkwürdigen Kombination von heilen, verzichten und hemmen hingewiesen habe, während das Dysfunktionelle, Verfehlte, mit Mängeln und Einschränkungen Behaftete anzuerkennen ist. Und diese beiden Richtungen stehen in der Tat in einem konträren Verhältnis zueinander. Die Psychoanalyse interessiert das, was fehlt, mangelt, scheitert; weil dies, aus ihrer Sicht einen Zugang zum Unbewußten und damit zum unbewußten Wunsch ermöglicht.

Für den Mainstream der kassenärztlich anerkannten Psychoanalyse gilt aber, daß die mit der Anpassung an die Effektivitätskriterien der Krankenkasse verbundenen Veränderungen der Grundlagen der Psychoanalyse als Weiterentwicklung und Fortschritt angesehen werden. Um den im Gesundheitswesen bisher weitgehend anerkannten Platz der dominierenden Richtung der Psychoanalyse doch noch zu sichern, wird verstärkt versucht, Kontakt zu der z.Zt. in der Öffentlichkeit als Führungs- oder Leitwissenschaft gehandelten Neurowissenschaft aufzunehmen, um so einen gesellschaftlich hoch geschätzten Garanten für die Relevanz der Psychoanalyse zu gewinnen. Es wird auch von Analytikern argumentiert, die Neurowissenschaften als *hard science* würden zunehmend mit ihren Ergebnissen die theoretischen Annahmen der Psychoanalyse bestätigen, u.a. könnten z.B. Wirkungen einer analytischen Kur mit den Methoden der Neurowissenschaften, also in Form von Bildern, die die Kernspintomographie vom Gehirn liefert, nachgewiesen und bestätigt werden. Dies heißt, in der Lacanschen Terminologie, scheinbar einen direkten Zugang zum Realen zu haben, den Sprachvorhang beiseite zu schieben und dahinter direkt die *hardware* beurteilen zu können, wobei das Groteske bis Naive dieses Vorhabens auch dadurch deutlich wird,

daß der Rahmen und die Basis, auf der die Daten interpretiert werden, von bestimmten, ex- oder implizit gegebenen psychologischen Annahmen gebildet werden; also es wird z.B. davon gesprochen, daß die Neuronen kommunizieren, miteinander konkurrieren usw., so daß sich die Psychoanalyse letztlich von einer impliziten Psychologie, die durch beeindruckende apparative Bilder und Daten gestützt wird, beurteilen lassen muß.⁷ Natürlich schließt das nicht aus, daß sich durch die Neurophysiologie Eingriffsmöglichkeiten ergeben, mit denen auf der psychischen Ebene Wirkungen erzielt werden können. Freud hat zwar immer betont, daß die psychoanalytische Theorie eine vorläufige sei und von späteren Entdeckungen der Physiologie bzw. Endokrinologie dann sehr viel zutreffendere und passendere Theorien und Erkenntnisse zu erwarten seien, andererseits hat er es sehr früh aufgegeben und dann auch darvorgewarnt, hirnanatomische Parallelen zur Theorie seines psychischen Apparats zu suchen.

Sie sehen: Die Psychoanalyse steckt gewissermaßen in einer Zwickmühle. Sie darf sich nicht den Erfordernissen der wissenschaftlichen Objektivierung und Operationalisierung anpassen, darf aber auch nicht den Anschluß an die benachbarten wissenschaftlichen, kulturellen und sozialen Bereiche verlieren, will sie nicht zu einer anachronistischen Fußnote verkommen.

Nach einem ersten Umkreisen dessen, was *wirkt* bzw. dessen, was es nicht heißen könnte, möchte ich zum ersten Wort der Überschrift *Was wirkt?* kommen, dem *Was*. Auffällig ist, daß die verschiedensten psychoanalytischen Schulen in ihrer Praxis eine Wirkung zu haben scheinen, wobei der theoretische Bezugsrahmen so verschieden ist, daß eine Verständigung zwischen Vertretern der betreffenden Schulen zum Teil kaum möglich ist. Was wirkt also: die theoretische Ausrichtung mit den daraus abgeleiteten Konsequenzen für die Behandlung, also eine Technik, vielleicht sogenannte *unspezifische Faktoren*, das Setting, der praktische Rahmen wie regelmäßige Termine über einen längeren Zeitraum? Der Psychoanalyse und der Psychotherapie insgesamt kritisch gegenüberstehende Autoren behaupten, gestützt auf verschiedene empirische Vergleichsstudien, daß psychoanalytische und psychotherapeutische Methoden keinen Effekt hätten, daß es bei ausreichend großen Stichproben keine signifikanten Unterschiede im Verlauf von psychotherapeutisch Behandelten und Unbehandelten mit ähnlicher Problematik bzw. Störung oder Erkrankung gäbe. Die professionelle Qualifikation hätte dann nur die Funktion, den Psychotherapeuten in seinem Selbstver-

ständnis zu stützen, ihm zu helfen, sich im Verhältnis zum Patienten als derjenige aufrechtzuerhalten, der es besser weiß und kann, der deswegen auch berechtigt ist, dem Patienten etwas zu sagen, auf ihn einzuwirken; dadurch könnte der Analytiker auf der einen Seite der Barriere bleiben. In den Vorgesprächen fragen Analysanten oft, wie es ihnen denn besser gehen soll, wie die Behandlung wirken soll, wenn sie keine Ratschläge bekommen, wenn sie nicht emotional direkt unterstützt werden und ihr Gegenüber nichts sagt, wobei offensichtlich eine Situation, in der das Gegenüber nicht das sagt, was erwartet wird, so erlebt wird, als ob das Gegenüber nichts sagen würde, obwohl es sehr wohl öfter spricht.

Eine erste Annäherung in dieser Situation an die Frage *was wirkt* oder *wie könnte es wirken* kann versucht werden, indem darauf verwiesen wird, daß es in dem Satz *Ich will mich verändern* zwei Ichs gibt: einmal das *mich* als objektiviertes Ich, das sozusagen auf den Untersuchungstisch gelegt wird, das erforscht, manipuliert wird, und andererseits das *ich* als Subjekt – Subjekt jetzt im grammatischen Sinn – der Tätigkeit des Veränderns. Das objektivierte *mich*, das untersucht und verändert werden soll, ist also nicht alles, es entchlüftet immer das *Ich* als Subjekt. Anders gesagt: Man kann seine gesamte Körperoberfläche mit den nötigen Verrenkungen betrachten, nur die eigenen Augen – ohne Hilfsmittel Spiegel – wird man nie betrachten können. Nun geht es in der Psychoanalyse aber vor allem um dieses Subjekt, in das sich, wenn die Analyse nur das objektivierte *mich* anvisiert, alles Wichtige wie in ein Reservat flüchtet. Es geht hier nicht um sprachtheoretische Spielereien, sondern um ein großes Problem der Richtung der Psychoanalyse, die auf diesen Weg der Objektivierung eines Teils des Ichs setzt.

Demnach, wie z.B. in der Ich-Psychologie und den meisten anderen Richtungen der Psychoanalyse, würde das Ich als Subjekt zum gesunden Teil des Ich, zum zuverlässigen Kooperationspartner einer therapeutischen Allianz, in der sich beide: das gesunde Ich und der Analytiker den kranken Teil vornähmen. Dies läuft darauf hinaus, daß sich der Analyst letztlich mit dem Analytiker identifizieren muß, da dieser als Fachmann in vielerlei Hinsicht besser, kompetenter zu sein scheint. Er muß dessen Vorstellungen, dessen System übernehmen und hat dies dann im Nacken sitzen, was durchaus Wirkung entfaltet.

Hier stellt sich jetzt das Problem der Übertragung. Freud versteht unter Übertragung zuerst, in der *Traumdeutung*, die Verschiebung der psychischen Intensität von einer Vorstellung zur anderen,⁸ später erhält der Begriff Übertragung die übliche Bedeutung eines speziellen Bandes

zwischen Analysant und Analytiker, wo der Analysant bedeutsame Figuren seiner Vergangenheit durch die Person des Analytikers ersetzt, ohne es in der aktuellen Übertragungssituation zu wissen.⁹ In der Übertragung spielt also die Wiederholung eine wichtige Rolle. Freud sieht in der Übertragung einerseits den Grund für den Widerstand in der Behandlung: anstatt zu erinnern wird in der Übertragung wiederholt und agiert; andererseits ist die Übertragung auch der wichtigste Antrieb für die Analyse, weil in der Übertragung die Geschichte des Analysanten in der unmittelbaren Gegenwart der Behandlungssituation neu inszeniert und damit direkt zugänglich wird, die Neurose wird in eine Übertragungsneurose verwandelt. Teilweise bei Freud, aber v.a. in den dominierenden Richtungen der Psychoanalyse, z.B. der Ich-Psychologie, wo eine Stärkung des Ichs in seiner Funktion, sich optimal an die Realität anpassen zu können und zwischen den Anforderungen der unbewußten Wünsche, dem Über-Ich und der Realität vermitteln zu können, anvisiert wird, geht es bezüglich der Übertragung darum, die Diskrepanz zwischen der Realität und den der augenblicklichen Realität nicht entsprechenden Übertragungsreaktionen des Analysanten – was eine Vorstellung einer entsprechenden, wahren Realität voraussetzt, wie noch zu kritisieren sein wird – mittels Übertragungsdeutungen aufzuzeigen. So würde dem Analysanten nach und nach ermöglicht, eine Einsicht in seine neurotischen Wahrnehmungsverzerrungen und inadäquaten Reaktionsweisen zu gewinnen, wiederum mit der impliziten Annahme, es gäbe eine unverzerrte Wahrnehmung. Ein Beispiel dafür wäre, dem Analysanten die neurotische Quelle eines infantilen Hasses auf den Vater aufzudecken, der, ohne daß es bewußt wäre, dessen gegenwärtige Beziehungen zu Männern bestimmt. Durch solche Übertragungsdeutungen soll die Übertragung dann aufgelöst werden. Übertragungsdeutungen werden als das wirksamste Mittel angesehen, das der Analytiker zur Verfügung hat, um Veränderungen beim Analysanten herbeizuführen. Lacan hat sich sehr scharf, auch sehr polemisch, gegen diese Konzeption der Analyse gewandt.

Einmal wird in einem derartigen, z.B. der Ich-Psychologie angewandten Übertragungskonzept, davon ausgegangen, daß die Realität, an die der Analytiker den Analysanten besser anpassen will, als etwas objektiv und selbstverständlich Gegebenes für den Analytiker, sozusagen unverzerrt, zugänglich ist, wenn er nur seinerseits in seiner eigenen Lehranalyse ausreichend von neurotischen Wahrnehmungsverzerrungen befreit worden ist. Der Analytiker erkennt also die Realität besser als der Analysant

und kann ihm deswegen aufzeigen, wo er falsch liegt. In dieser Konzeption kommt der Analytiker sehr schnell in eine unhaltbare Situation. Wenn er selbst davon überzeugt ist, auf Grund seiner Lehranalyse und Ausbildung eine bessere Realitätssicht zu haben, ein toller Hecht unter lauter halbblinden Karpfen zu sein, umso schlimmer. Ansonsten, wenn er etwas realistisch ist, muß er eine Position des *als ob* einnehmen: als ob er ein überlegener Meister wäre, und sei es auch, seine Beschränkungen besonders gut oder abgeklärt zu erkennen. Er muß sich die Anerkennung und Verleihung eines solchen Titels durch den Analysanten verschaffen. Wie auch immer, der Analysant wird bald die Beschränkungen, Blindheiten, Schwächen des Analytikers merken und es kann sich dann daraus ein sehr merkwürdiges bis bizarres Spiel ergeben.

Lacan wendet dagegen ein, daß die Funktion des Ichs grundsätzlich eine verkennende ist und die Realität auf der Grundlage dieser Verkennungsfunktion¹⁰ und auch durch das, was Lacan das Phantasma¹¹ nennt, konstruiert wird. Sie ist also nichts objektiv Gegebenes. Aus Sicht der Ich-Psychologie muß der Analysant, genauer der so genannte gesunde Teil des Ichs, die spezielle Sichtweise, aus der der Analytiker Realität produziert, übernehmen. Dies wird oft von Analysanten unbewußt zu Beginn einer Analyse erwartet oder auch eingefordert. Aus Lacanscher Perspektive darf der Analytiker darauf nicht eingehen, sondern er muß dem Analysanten zumuten, darauf zu verzichten und dafür »Interesse« an ihm unverständlichen Phänomenen, also an der Entzifferung unbewußter Bildungen zu entwickeln.

Anders in der Ich-Psychologie: Als Grundlage für die o.a. therapeutische Allianz wird z.B. der »nicht beanstandbare Teil der Übertragung« angesehen im Gegensatz zum neurotischen Teil der Übertragung, oder es wird ein außerhalb der Übertragung existierender Bereich der Beziehung von Analysant und Analytiker postuliert, in dem die notwendige therapeutische Allianz entstehen kann. Man sieht, daß die Vertreter dieser Konzeption, was die Problematik der Übertragung betrifft, auch theoretisch ins Gedränge kommen.

Ein weiterer Kritikpunkt an der Ich-Psychologie, aber auch mehr oder weniger an anderen Richtungen der Psychoanalyse, ist die Vorstellung der Auflösung oder Liquidierung der Übertragung mittels Übertragungsdeutung. Jede Deutung erfolgt im Rahmen der Übertragung, wird also nicht als von der konkreten Person des Analytikers, der ein besseres Verhältnis zur Realität haben soll, kommend angesehen, sondern als von der Person kommend, mit der die Übertragung des Analysanten den

Analytiker ersetzt. Es gibt also keinen Punkt außerhalb der Übertragung, den die Ich-Psychologie aber – wie oben erwähnt – mit der Konstruktion des kooperativen gesunden Teils des Ichs dennoch schaffen will. Dieser Punkt außerhalb wäre tatsächlich nötig, wenn der Analytiker dem Analysanten dessen Übertragungsverzerrungen in Bezug auf die gegebenen Realität aufzeigen und damit auch die Übertragung selbst auflösen könnten wollte. Bei Lacan gibt es deswegen auch solche Übertragungsdeutungen nicht.

Aber wie ist dann Übertragung zu verstehen? Der wichtigste Beitrag Lacans zu diesem Thema ist seine Behauptung, daß Voraussetzung für die Übertragung ist, daß einem Subjekt ein Wissen unterstellt wird. Diese Formel »Subjekt, dem Wissen unterstellt wird« bedeutet, daß der Analysant zu Beginn in die Analyse mit dem Anspruch kommt, zu erfahren, was es mit seinem Leiden auf sich hat. Allein sein Leiden wird den Patienten jedoch nicht zum Analytiker führen. Nur wenn er davon ausgeht, daß sein Leiden irgendein Zeichen von etwas anderem, welches ihm unbekannt, aber wichtig ist, wird er um eine Analyse nachfragen. Er beginnt die Analyse, wenn er dem Analytiker unterstellt, ein für sein Leiden, seine Probleme relevantes Wissen zu haben, was dann die Voraussetzung für Übertragung ist.¹² Vom Analytiker ist zu fordern, daß ihm klar ist, daß er tatsächlich überhaupt kein Wissen über den Analysanten hat, sondern daß das Wissen beim Analysanten ist – genauer: das unbewußte Wissen des Analysanten – und dem Analytiker dieses Wissen nur vom Analysanten unterstellt wird. Hier ist auch ein wesentlicher Unterschied zwischen Analyse und Suggestion. Bei der Suggestion geht der Therapeut davon aus, daß er wirklich ein Wissen über den Patienten hat bzw. ein System oder eine Theorie, das der Patient übernehmen muß. Aber ich möchte hier das Thema Übertragung kurz unterbrechen. Warum beschränkt sich die Psychoanalyse eigentlich auf das Sprechen in einem künstlichen, zur Außenwelt ziemlich abgeschirmten Rahmen? Warum wird nicht recherchiert, warum werden nicht die Eltern – falls möglich – befragt, die Tatorte aufgesucht, wie es ein Detektiv oder Reporter machen würde? Die zunächst etwas globale, abstrakte Antwort: Sprache hat keinen eindeutigen Bezug zu den Dingen. Diese sind, nachdem die Sprache aufgetaucht ist, verloren, nicht mehr direkt zugänglich, nur noch vermittelt durch die Sprache – also das Aufsuchen von Tatoraten, Befragen wichtiger Personen geschieht auch nur mittels der Sprache, es gibt keinen »Kurzschluß« zwischen Ding und Wort –, wobei diese Formulierung noch viel zu schwach ist. Es heißt: »Wort ist

Mord.«¹³ Die Sprache ist ein ziemlich unabhängiges System, wobei »ziemlich« hier bedeutet, daß es ein Reales gibt, an das man stößt, man befindet sich nicht nur in einer Art Sprachkokon. Dennoch kann man sagen, daß die Sprache so gesehen ein Eigenleben führt, was der Grund für die oben genannte Beschränkung ist, und zwar in dem Sinne, als der Hiatus zwischen Ding und Wort uneinholbar ist. Aus einer anderen Perspektive gilt zugleich, daß die Sprache immer schon an das wahrnehmende Subjekt gebunden ist und umgekehrt.

Das Individuum, der Säugling ist auf andere, z.B. die Mutter, zum Überleben angewiesen. Er muß sich, wenn seine Bedürfnisse, z.B. der Hunger, dies erfordern, durch Schreien bemerkbar machen, was von der Mutter schon als Anspruch gehört wird, also in die Sprache hineingenommen wird. Er wird, ohne daß er vorher gefragt worden wäre oder auch nur die Spur einer Möglichkeit für eine eigene Entscheidung gehabt hätte, zum Sprechwesen, selbst wenn er noch gar nicht richtig sprechen kann. Da der andere – z.B. die Mutter, die das Kind in die Sprache hineinführt oder hineinlockt, selbst natürlich auch in der Sprache ist, von der Sprache bewohnt wird und deswegen auch begehrt – Wünsche und also einen Mangel hat, da der andere nicht vollständig ist, was man aus der Sicht des Kindes so formulieren könnte: »Was will er mir eigentlich?«, versucht das Kind, sich zum Objekt dieses wichtigen anderen, der die Mutter ist, zu machen, ihren Mangel zu stopfen, Ein und Alles für sie sein zu wollen. Der Mangel der Mutter, das was der Mutter fehlt, was sie wünscht, kann das Kind nicht wissen, deswegen ist die Position des Objekts, das der Mutter fehlen könnte, unsicher, immer bedroht. Es muß, um selbst ein begehrendes Sprechwesen zu werden, diesen Platz bei der Mutter räumen – was Inhalt des Ödipuskomplexes ist – und wird als Subjekt zu einem leeren Platz, der für die Signifikanten offen sein soll. Es wird, nach der Theorie Lacans, von einem Signifikanten für einen anderen Signifikanten repräsentiert, ist also ein Spracheffekt, wird von Sprache determiniert, gehört aber selbst nicht zur Sprache. Es gibt aber in der Sprache einen Rest, der nicht aufgeht und zu dem das Subjekt ein Verhältnis entwickeln muß, was bei Lacan das Phantasma ist.

Ich möchte jetzt auf die Begriffe Signifikant und Zeichen in Bezug auf das Symptom und das Deuten eingehen. Lacan bezieht sich beim Signifikanten auf die Saussuresche Linguistik. Dort ist der Signifikant die psychische Repräsentation des Klanges, das Klangbild. Das Signifikat ist der Begriff, die Vorstellung, dem der Signifikant entspricht. Diese beiden bilden das linguistische Zeichen und sind fest aneinander gekop-

pelt, wie die beiden Seiten eines Blattes. Der Referent, z.B. beim Wort Baum der reale Baum, also das Ding, ist noch etwas Drittes. Lacan verändert diese Theorie von Saussure v.a. dadurch, daß er die Autonomie des Signifikanten betont,¹⁴ es gibt keine feste Koppelung zwischen Signifikant und Signifikat, also der Bedeutung. Beide sind getrennt durch die Barre (Schranke), die nur in der Metapher übersprungen werden kann. Es gibt bei Lacan den Begriff des Steppunktes, an dem Signifikant und Signifikat zeitweise mehr oder weniger lose zusammengefügt sind, was die Illusion ermöglicht, die Sprache zu beherrschen, sie als ein Instrument zu benutzen, um Gedanken, Bedeutungen auszudrücken. Diese Illusion der Beherrschung ist aber immer bedroht, unterminiert durch das Unbewußte, als – nach Lacan – Ort des Anderen, wo sich dann die Autonomie des Signifikanten wieder zeigen kann. Ich möchte dafür zwei Beispiele anführen.

Zuerst eine Stelle aus Freuds *Bemerkungen über einen Fall von Zwangsnurose*, die vom sogenannten ›Rattenmann‹ handeln:

»Eines Tages kam ihm im Sommeraufenthalte plötzlich die Idee, er sei zu dick, er müsse abmagern. Er begann nun, noch vor der Mehlspeise vom Tische aufzustehen, ohne Hut in der Sonnenglut des Augusts auf die Straße zu rennen und dann im Laufschritt auf die Berge zu steigen, bis er schweißüberströmt Halt machen mußte. Hinter dieser Abmagerungssucht kam auch die Selbstmordabsicht einmal unverhüllt zum Vorschein, als ihm auf einem scharfen Abhang plötzlich das Gebot laut wurde, da herunterzuspringen, was sicherer Tod gewesen wäre. Die Lösung dieses unsinnigen Zwangshandlungs ergab sich unserem Patienten erst, als ihm plötzlich einfiel, zu jener Zeit sei auch die geliebte Dame in dem Sommeraufenthalte gewesen, aber in Begleitung eines englischen Vetters, der sich sehr um sie bemühte, und auf den er sehr eifersüchtig war. Der Vetter hieß Richard und wurde, wie in England allgemein üblich, Dick genannt. Diesen Dick wollte er nun umbringen, er war auf ihn viel eifersüchtiger und wütender, als er sich eingestehen konnte, und darum legte er sich zur Selbstbestrafung die Pein jener Abmagerungskur auf.«¹⁵

Dick ist ein Signifikant, der beim Rattenmann, unabhängig von einer festen Bedeutung sozusagen sein Unwesen treibt. Das andere Beispiel ist ein Witz: Ein Radiosprecher soll die Nußknackersuite von Tschaikowsky ansagen. Er weiß, daß diese Ansage gefährlich ist, weil aus Nußknackersuite oft Nußkackersuite wird. Er nimmt sich vor, diesen Versprecher auf jeden Fall zu vermeiden. Die Lampe leuchtet auf als Zeichen, daß er jetzt auf Sendung ist, und er beginnt: »Sie hören jetzt die Nußknackersuite von Scheißkowski«. Die Autonomie des Signifikanten

wird hier noch besonders dadurch deutlich, daß der Radiosprecher versucht, sich dagegen zu wappnen, die feste Koppelung von Signifikant und Signifikat, also der Bedeutung, in diesem Fall das Wort Nußknackersuite, sicherzustellen, aber der Signifikant Scheiße gleitet an den Elementen des Satzes entlang und macht sich woanders bemerkbar, nicht beim Wort Nußknackersuite, wie vom Sprecher befürchtet, sondern beim Wort Tschaikowsky. Dieses Sich-Wappnen, auf Eindeutigkeit setzt bezeichnet Lacan als imaginären Widerstand des Ichs, dessen wesentlichste Funktion, wie oben schon angeführt, die der Verkennung ist. Hier in diesem Beispiel schlägt das Unbewußte dem Imaginären ein Schnippchen, es überwindet die Zensur. Das erste Beispiel ist ein neurotisches Symptom, eine Zwangshandlung; das zweite ein Versprecher bzw. ein Witz, die beide als Bildungen, Produkte des Unbewußten bezeichnet werden. Beim zweiten Beispiel ist noch das Moment der Überraschung wichtig, es ist verbunden mit Scham, dem Gefühl der Peinlichkeit oder Lachen. Das Lachen z.B. verweist auf das unbewußte Subjekt. Der Radiosprecher realisiert in Form des Lachens plötzlich, daß es etwas anderes, ihm nicht ohne weiteres Zugängliches gibt, in Lacanscher Terminologie, ein unbewußtes Wissen, von dem er nichts weiß, und daß er das Subjekt dieses Wissens ist, was ihm vorher völlig entgangen war. Hier zeigt sich, daß der Signifikant nichts bezeichnet, sondern daß er das Subjekt für einen anderen Signifikanten bzw. für den Anderen als Ort der Signifikanten repräsentiert. Das Subjekt ist etwas, was nicht zur Sprache gehört, sondern gewissermaßen das, was dazwischen ist, im Intervall, der – wie schon erwähnte – leere Platz.

Die Beziehung des Sprechens zur Subjektivität wird von Lacan in einem Schema ausgedrückt, dem Schema L:¹⁶ Das Subjekt wendet sich beim Sprechen einmal an den anderen als seinesgleichen, den imaginären Partner, mit dem es in Beziehung von Eifersucht, Rivalität, Liebe und Aggressivität verbunden sein kann, aber auch an den Anderen, den es aufruft als Garanten der Wahrheit dessen, worum es in seinem Sprechen geht, von dem es, als ihm äußeren und vorangehenden Ort dennoch abhängig ist. Von diesem Anderen kommt sein Sprechen unter der Form einer umgekehrten Botschaft zurück. Was heißt das? Spricht das Subjekt den Satz: »Du bist meine Frau«, kommt die Botschaft vom Anderen zurück als »Du bist ihr Mann«. Hier zeigt sich die symbolische Determinierung des Subjekts durch den Anderen bzw. durch Signifikanten. Aber um im Subjekt anzukommen, muß das Sprechen den imaginären Filter durchqueren. Das bedeutet, daß die imaginäre Identifikation verhindern

kann, daß das Sprechen im Patienten ankommt, daß, wo Es (S) war, ich ankommen soll oder daß der Patient sein unbewußtes Sprechen integriert. Oder anders gesagt, das Subjekt muß zeitweise verschwinden, sterben, um von dem neuen Signifikanten »Mann« repräsentiert zu werden. Demzufolge erscheint die Kastrationsangst auch oft als Todesangst. Auf das Beispiel bezogen heißt das, daß sich der Betreffende in seinem Ich als Sohn identifiziert, mit der Folge das Ein und Alles, der imaginäre Phallus, der der Mutter fehlt, für sie zu sein. Diese imaginäre Identifikation verhindert das Akzeptieren der Position, der Mann seiner Frau zu sein, eine nicht seltene Konstellation mit daraus sich ergebenden Problemen und Symptomen.

Das Symptom wird von Freud als Kompromißbildung zwischen einem unbewußten, verdrängten Wunsch und der Verdrängung, als indirekte, verschobene, aber vollgültige Triebbefriedigung angesehen. Nach Freud ist die Wirksamkeit der Analyse letztlich von quantitativen Faktoren abhängig, dem Verhältnis der Stärke des Ichs zur Größe der Triebregungen, das darüber bestimmt, ob Triebregungen erfolgreich verdrängt, sozusagen in Schach gehalten werden können oder ob das Ich so gestärkt werden kann, daß sie in das Ich integriert werden können.

Dies geschieht bei Freud durch die Bewußtmachung verdrängter Triebregungen und Wünsche. Die Methode der Deutung wird von Freud v.a. in der *Traumdeutung* entwickelt. Der manifeste Inhalt des Traumes wird durch einen neuen Sinn ersetzt, der v.a. darin besteht, die Bedeutung der unbewußten Wünsche bewußt zu machen. Freud lehnt die Dechiffriermethode ab, die darin bestehen würde, nach einem festgelegten Chiffrierschlüssel oder einem Übersetzungsbuch den manifesten Inhalt durch den richtigen Sinn zu ersetzen. Er entwickelt die Methode des freien Assoziierens. Dem Analysanten wird die Grundregel mitgeteilt, d.h. er soll alles sagen, was ihm einfällt, egal was, ob dies sinnvoll, unsinnig, nebensächlich oder blöd erscheint. Dies ist die Aufgabe, die der Analysant zu erfüllen hat; Lacan nennt es das Handwerk, das er zu lernen hat. Das freie Assoziieren ist kein Zufallsgenerator, sondern der Analysant merkt bald, daß sich ironischerweise eine Art Zwang im Sprechen bemerkbar macht. Er merkt, daß er nicht das sagt, was er will und das, was er sagt, sagt etwas anderes als das, was er zu sagen glaubte.

Auf der Seite des Analytikers entspricht dem die gleichschwebende Aufmerksamkeit. Er soll in den Äußerungen des Analysanten nichts bevorzugen, soll seine Vorurteile, Neigungen zurückstellen und seiner eigenen unbewußten Aktivität möglichst freien Lauf lassen. Die Wider-

sprüchlichkeit dieser Empfehlung zeigt sich schon in der Formulierung: Aufmerksamkeit und gleichschwebend gehen eigentlich nicht zusammen. Einerseits sollen die Vorlieben, die theoretische Orientierung beim Analytiker keine Rolle spielen, andererseits soll er den richtigen Zeitpunkt für die Deutung festlegen, Knotenpunkte im Diskurs des Analytanten erkennen usw. Ein Versuch, diesem Dilemma zu entgehen, ist bei Freud die Vorstellung einer direkten Kommunikation von unbewußt zu unbewußt, die aber als Regel für den Analytiker unrealistisch und eine theoretische Spekulation ist. Lacan betont besonders den auch von Freud in diesem Zusammenhang vertretenen Aspekt der Haltung des Analytikers, das ganze professionelle Wissen, das er zwar wissen muß, in der konkreten Situation der Behandlung zu vergessen, um für die Tatsache, daß jeder Fall neu ist, offen zu sein, d.h. die Analyse müßte fast jedes Mal neu erfunden werden, und noch anders gelesen, Erfahrung und Wissen würden in der praktischen Arbeit nichts nützen, höchstens als Kontrast für die Neuheit jeder Analyse. In dem Zusammenhang wird auch der Begriff der *docta ignorantia* ins Spiel gebracht. Ich möchte hier einen weiteren eher etwas saloppen Beitrag hinzufügen. In der Medizin, wo ein naturwissenschaftliches Wissen angewandt wird, neben der persönlichen Erfahrung und Intuition des Arztes, die aber immer mehr in den Hintergrund treten, könnte man sich eine Situation vorstellen, wo jemand mit Hilfe einer Bauanleitung mit genauen Anweisungen etwas zusammenbaut, was manchmal klappt, manchmal auch nicht. In der Psychoanalyse hat man nicht einmal einen Handwerkskoffer, höchstens eine Kiste von Werkzeugen, die selten passen, oder eher von irgendwelchen Teilen, die aber für keinen bestimmten Zweck definiert sind. Hier ist vielleicht ein Grund zu sehen für Freuds Formulierung, daß die Psychoanalyse ein unmögliches Beruf sei. Jedenfalls ist es klar, daß die Psychoanalyse so bei den Wissenschaften und in der Universität einen schweren Stand hat. Aber zurück zur Deutung bei Freud. Da er die Dechiffriermethode ablehnt, werden aufgrund der Einfälle, die der Analytant mit Hilfe der freien Assoziation liefert und die sich in bestimmten Knotenpunkten immer wieder treffen, bestimmte Beziehungen hergestellt, die auf dem Hintergrund der theoretischen Annahmen über die psychischen Mechanismen wie Verdrängung, Identifikation und zentraler Strukturannahmen wie dem Ödipuskomplex erlauben, dem manifesten Inhalt einen neuen Sinn zu geben. Also scheinbar unsinnige Symptome können als ein vernünftiger, sinnvoller Text entziffert werden, sobald sie als Abwehr gegen unbewußte Wünsche gelesen werden,

was die Voraussetzung darstellt, diese bisher verpönten Wünsche anzuerkennen und damit auch die Möglichkeit eröffnet, sie anders als in der symptomatischen Kompromißbildung zu realisieren.

Bei Lacan ist das neurotische Symptom eine Metapher. Ein Signifikant der signifikanten Kette wird verdrängt, aus der Kette herausgekickt und durch einen anderen Signifikanten ersetzt. Der verdrängte Signifikant macht sich aber in der manifesten signifikanten Kette noch bemerkbar, er glänzt sozusagen durch seine Abwesenheit. Voraussetzung dafür ist eine Redundanz der Kette. Was heißt das? Nimmt man die Zahlenfolge 1, 2, 3, 4, 5, 6 und verdrängt daraus eine Zahl, z.B. die 4, und ersetzt sie durch den Buchstaben b, dann lautet die Folge: 1, 2, 3, b, 5, 6. Aufgrund der Redundanz dieser Kette läßt sich leicht erraten, daß am Platz des b eine 4 stehen könnte. Diese Redundanz ist Voraussetzung für die Wirksamkeit der Bildungen des Unbewußten. Das Freiwerden des verdrängten Signifikanten wird durch den imaginären Widerstand verhindert, die imaginäre fixierte Identifikation des Ichs. Als Beispiel können die Verhältnisse bei der Phobie betrachtet werden, wo – jetzt sehr vereinfacht – z.B. der drohende Vater, der dem Kind den Platz bei der Mutter verwehrt, durch einen Hund ersetzt wird, vor dem das Kind dann Angst hat. Beim vorigen Beispiel aus dem Rattenmann zeigt sich, daß der Signifikant Dick verdrängt wird und in diesem Fall durch keinen anderen ersetzt wird, sondern aufgrund der Doppeldeutigkeit des Wortes Dick – einerseits Vorname, andererseits die Bedeutung dick, belebt, fett liefernd – als Metapher wirken kann.

Das, was in der Analyse gemacht werden kann, um das Freiwerden des aus der Kette verdrängten Signifikanten zu unterstützen, also, was wirkt, ist, den imaginären Widerstand zu mobilisieren, zu einer Deidentifikation beizutragen. Dazu dient alles, was den Diskurs verunsichert, fixierte Bedeutungen auflöst. Das Mittel dazu ist v.a. die Mehrdeutigkeit, das Spielen mit der Mehrdeutigkeit. Es wird kein neuer Sinn angeboten, sondern es wird darauf hingewiesen – deuten heißt eigentlich auf etwas hinweisen –, daß bestimmte Elemente, Signifikanten, nicht nur einen, sondern mehrfachen Sinn produzieren können. Dadurch wird die schon öfter angeführte imaginäre Identifikation, die auf Eindeutigkeit angewiesen ist, mobilisiert, verunsichert, gestört. Der Rattenmann ist überzeugt, in einer bestimmten Phase, abnehmen zu müssen und vollführt zwanghaft die entsprechenden Aktionen, bis er im Zusammenhang des jeweiligen Kontextes, der Übertragungssituation in der Kur, auf die Doppeldeutigkeit des für ihn sehr bedeutsamen Vornamens Dick stößt.

Dies geschieht nun nicht so, daß der Analytiker sagt: »Übrigens hat Dick noch eine zweite Bedeutung, deswegen handeln Sie so und so.« Lacan sagt vom Geschäft des Analytikers, es sei ein Diskurs ohne Sprechen, was sehr erstaunlich ist, da die Psychoanalyse doch auf das Sprechen setzt. Gemeint ist damit, daß der Analytiker keine Aussagen macht, keinen neuen Sinn liefert, sondern die Möglichkeit eines anderen Sinns nahelegt.

Eines der wirksamsten Mittel in der Lacanschen Analyse ist das Skandieren, d.h. das Beenden der Sitzung an einer bestimmten Stelle, die nicht in die bewußte Intention des Analysanten paßt, sondern ihn überrascht und an der Stelle der Unterbrechung des bewußten Diskurses des Analysanten eine Doppeldeutigkeit erscheinen läßt. Das muß nicht unbedingt eine Doppeldeutigkeit sein, es kann auch ein logischer Irrtum, ein Wort oder eine Wendung sein, die für den Analysanten eine große Bedeutung hat, in der sich wie in einem Kreuzungspunkt die verschiedensten Assoziationsketten treffen. Der Analytiker liefert hier keine neue Bedeutung, er sagt kein einziges Wort, er vollführt nur eine Art Schnitt, der zur Folge hat, daß der Analysant das betreffende Element, auf das sich die Skandierung bezog, neu liest, er realisiert neue Bedeutungen, die sein bisheriges Sinngefüge ins Wanken bringen. Wie beim Witz vom Radiosprecher merkt auch der Analysant nach dem Skandieren überrascht, daß es ein Wissen, einen anderen Sinn gibt, von dem er bisher nichts wußte, dessen Subjekt er aber jetzt wird. So verwundert es auch nicht, daß Analysanten oft betonen, daß die Analyse – genauer: die Lektüre eines neu aufgetauchten Wissens – nach dem Verlassen des Behandlungszimmers noch weiter oder erst richtig losgeht.

Nun gibt es unter Lacanianern manchmal Tendenzen, das Hauptgewicht in der Behandlung auf dies Spiel mit Mehrdeutigkeiten zu legen und zwar in einer Art und Weise, daß es zu einer öden Wortspielerei wird, die der Analysant lernt und übernimmt und die nichts verändert, derart z.B., daß ein Analysant, der zu spät zur Sitzung kommt und zur Begründung angibt, er sei in einen Verkehrsstau geraten, gleich mit einem fragenden »Verkehr?« konfrontiert wird, oder wenn er in Frankreich seine Analyse macht und er in den Ferien ans Meer fahren will, vom Analytiker zu hören bekommt, er wolle sich wohl seiner Mutter nähern. Entscheidend ist, daß der Zeitpunkt des Spiels mit Mehrdeutigkeiten gut gewählt sein muß, also z.B. den entsprechenden Bezug zur Übertragungssituation haben muß.

Die Absicht, keine neue Bedeutung zu liefern, sondern den bisherigen Diskurs zu stören, wird von Lacan noch dadurch bekräftigt, daß er darauf hinweist, daß es darum geht, die Signifikanten auftauchen zu lassen, die in der Geschichte des Analysanten eine entscheidende Rolle spielen, indem sie durch ihre verschiedenartigsten Kombinationen immer neuen Sinn hervorbringen können, sozusagen ihr Unwesen treiben. Er nennt sie irreducible, non-sensical Signifikanten¹⁷, die sich auf keine anderen mehr zurückführen lassen. Die Deutung zielt also nicht auf einen neuen Sinn, sondern umgekehrt auf das Auftauchen an sich sinnloser Signifikanten, die Sinneffekte machen. Lacan erwähnt als besondere Formen der Deutung das Zitat und das Rätsel. Beim Zitat geht es darum, in einem geeigneten Augenblick, bestimmte, immer wieder, in den verschiedensten Zusammenhängen, vorkommende Worte oder Sätze zu zitieren, um deren Stellenwert und deren Verbindungen zu den verschiedensten Bereichen herauszustellen. Das Rätsel vermeidet Eindeutigkeit, Suggestion und Indoktrination durch vom Analysanten geliefertes Wissen. Diese Mittel, Instrumente, wenn man sie denn so nennen kann, haben zur Voraussetzung das Begehr des Analytikers.

Was heißt das? Das Begehr ist ein entscheidender Begriff in der Lacanschen Psychoanalyse, den es so bei Freud nicht gibt, am ehesten kommt ihm der Freudsche unbewußte Wunsch nahe. Ein Bedürfnis, Durst z.B., wird als Anspruch, also sprachlich artikuliert, geäußert: »ich will ein Glas Wasser haben.« Da aber, wie oben schon erwähnt, Wort Mord ist, also nach Eintritt in die Sprache die Dinge nicht mehr unmittelbar zugänglich sind, kein eindeutiger Bezug zwischen der Sprache und den Dingen besteht, bleibt im Anspruch immer ein Rest, das Wort *Glas Wasser* deckt nicht völlig und eindeutig das *Glas Wasser*. Das physiologische Bedürfnis Durst wird zwar zeitweise verschwinden, aber nicht die Lust oder der Appetit auf irgendein anderes Getränk, obwohl im physiologischen Sinn kein Durst mehr besteht. Das Begehr ist also immer Begehr des Anderen im genetivus objectivus und subjectivus, Begehr nach Anderem und Begehr des Anderen, insofern die Sprache, in der der Anspruch artikuliert wird, immer einen Rest läßt, einen Mangel, der das Begehr verursacht und in Gang hält: »Das ist es nicht, was ich beanspruche, das auch nicht usw.« Die Bewegung des Begehrens ist metonymisch: ein Signifikant verweist immer auf einen anderen, weil er das Ding nicht eindeutig und vollständig repräsentiert, so entsteht die signifikante Kette, gleichzeitig wird dabei das Subjekt immer fallweise repräsentiert. Beim Begehr in der Psychoanalyse geht es um

das unbewußte und sexuelle Begehrten. Es wird oft formuliert, in der Analyse solle die Wahrheit des Begehrens erkannt und das Begehrten im Sprechen artikuliert werden, doch das Begehrten ist selbst nicht sprachlich artikulierbar, obwohl es ein Effekt der Sprache ist. Das Begehrten genauso wie das Subjekt sind zwar durch die Sprache determiniert, sind aber keine Elemente der Sprache.

Das Begehrten des Analytikers bedeutet, daß er bei keinem Sinn, bei keiner Bedeutung stehen bleibt, daß er sich mit keinem Fund beim Analysanten zufrieden gibt, nicht genießt, jetzt endlich verstanden zu haben, daß er darauf abzielt, den jetzt schon öfter erwähnten Rest, den Lacan Objekt a nennt, beim Analysanten zu isolieren. Daraus ergibt sich auch, daß die Psychoanalyse keine verstehende Methode ist. Lacan warnt davor, gleich verstehen zu wollen. In dieser Perspektive sind auch die erwähnten Mittel des Analytikers in der Behandlung zu sehen, die Mehrdeutigkeit, das Skandieren, das Zitat, das Rätsel, denen gemeinsam ist, Eindeutigkeit, Fixierung zu vermeiden. Setzt der Analytiker auf Eindeutigkeit, auf einen neuen, eindeutigen Sinn, so reduziert er das Begehrten des Analysanten auf den Anspruch und tut so, als ob der Anspruch ein Bedürfnis, einen Wunsch restlos abdecken könnte.

In einer späteren Phase faßt Lacan das Symptom als Buchstaben auf.¹⁸ Der Buchstabe richtet sich im Gegensatz zum Signifikanten nicht an den Anderen, verbindet sich nicht zu einer Kette, ist zu keiner Metapher fähig, produziert keinen Sinn, sondern ist isoliert, ist Ort eines quasi autistischen, nicht-phallischen Genießens. Der Sinn spielt nur derart eine sekundäre Rolle, daß sich das so aufgefaßte Symptom vom Sinn – wie Lacan es sagt – nährt, aber selbst eher zum Realen gehört. Die Deutung zielt hier darauf ab, das Symptom quasi auszutrocknen, den Sinn, von dem es sich nährt, zu reduzieren, die Quellen des Genießens zu verstopfen.¹⁹

Aber jetzt noch einmal zurück zur Deutung bei Freud. In den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts traten zunehmend unter den Analytikern Klagen auf, daß die Wirkung der Deutungen nachlasse. Trotz exakter Deutung würden die Symptome bestehen bleiben. Ein Grund dafür war, daß trotz der Warnung Freuds immer mehr symbolische Deutungen gegeben wurden, also die von Freud zurückgewiesene Dechiffriermethode angewandt wurde mit fester Zuordnung von manifestem Inhalt und neuem, von der Deutung beigebrachten Sinn. Dies führte dazu, daß Analysanten schon im Voraus wissen konnten, was jetzt vom Analytiker kommen würde, die Analyse wurde zu einem Hase-Igel-Rennen. Zu-

nächst wurde versucht, den scheinbaren Vorsprung des Analytikers vor dem Analysanten zu vergrößern, indem noch ausgefeilte und raffiniertere Theorien und Deutungen entwickelt wurden. Freud räumt in der Folge der Widerstandsdeutung einen immer größeren Stellenwert ein. Verbunden damit war eine theoretische Neuorientierung, der Übergang von der 1. zur 2. Topik, also vom Strukturmodell bewußt-unbewußt zu dem Modell Ich-Es-Überich.²⁰ Die Widerstandsdeutung setzt auch die schon erwähnte Spaltung des Analysanten in einen kranken Teil und den Teil des gesunden Ichs, das zum Kooperationspartner werden soll, voraus. Bei Lacan ist dem Diskurs schon ein Widerstand inhärent. Es ist nicht das Ich, das Widerstand leistet, sondern der Diskurs kreist um das Reale, was nicht gesagt werden kann.

Haupthindernis für die Behandlung ist nach Freud die Triebstärke, der quantitative Faktor, der vor allem konstitutionell bedingt ist.²¹ Diese Triebstärke ist theoretisch nicht ausreichend zu fassen. Sowohl in der Behandlung beim Analysanten gibt es einen Rest dieses quantitativen Faktors, der nur in einer unendlichen Analyse, quasi asymptotisch bearbeitet werden kann, also der phallisch-genitalen Umwandlung widersteht, als auch in der psychoanalytischen Theorie, auch hier gibt es ein Unvermögen, diesen, eine unendliche Analyse nötig machenden Rest zu erfassen.

Lacan schlägt hier eine Lösung vor, wo das Unvermögen des Wissens, den quantitativen Rest zu erfassen, ersetzt wird durch die Unmöglichkeit von Wissen hinsichtlich des Begehrns des Anderen, also die Lacansche Fassung des Ödipus- und Kastrationskomplexes.²² Die unendliche Analyse wird in eine endliche Analyse dadurch umgewandelt, daß es unmöglich ist, zu wissen, was der Andere begehrts und dementsprechend der Analysant verzichten muß, der imaginäre Phallus, das, was der Mutter zu fehlen scheint, für sie zu sein. Das asymptotische Unvermögen, den quantitativen Faktor endlich zu beseitigen, wird ersetzt durch die endliche Operation der symbolischen Kastration: Akzeptieren des Nichtwissens, Verzicht auf die Identifikation mit dem imaginären Phallus der Mutter. Was herauskommt, ist das Subjekt als leerer Platz, der bereit ist für die Aufnahme von Signifikanten, bzw. sich von einem Signifikanten für einen anderen repräsentieren zu lassen. Das Subjekt wäre hier nichts besonderes, individuelles, nur ein leerer Platz. Aber dies reicht nicht aus. Es geht nicht nur um einen leeren Platz, das vor- oder nicht phallische Genießen ist nicht vollständig durch einen Signifikanten, den Phallus zu resorbieren, es bleibt ein Rest. Die unendliche

Analyse ist durch die Lacansche neue Fassung des Ödipus- und Kastrationskomplexes, also dem Übergang vom Sein, von der Position, der imaginäre Phallus für die Mutter sein zu wollen, zur Position des Habens oder auch nicht Habens des vom Vater verliehenen Phallus nicht beseitigt. Dieser Rest stellt ein Hindernis dar, der die Frage der unendlichen Analyse erneut aufwirft. Nach Freud wurde auf verschiedene Art und Weise versucht, das Problem zu lösen. Die eine Linie besteht darin, den Rahmen der analytischen Behandlung, die Position des Analytikers zu verlassen. Dafür stehen die Namen Ferenczi, Balint und Winnicott. Sie stellen das Problem natürlich in anderen Begriffen und innerhalb eines anderen theoretischen Rahmens dar, aber ich denke, daß man ihnen, wenn man sie dem dargestellten Bezugssystem gegenüberstellt, keine Gewalt antut. Ohne jetzt detailliert auf seine Auffassung einzugehen, kann man sagen, daß Winnicott es für nötig hält, bei nicht klassischen neurotischen Patienten – er nennt sie z.B. Borderline-Fälle (Borderline jetzt nicht im engen Sinne der Definition von Kernberg), die kein intaktes Ego haben, sondern ein falsches Selbst, welches das wahre Selbst verberge und erdrücke – eine direkte, ursprüngliche Beziehung herzustellen, die mit der klassischen Position des Analytikers nichts mehr zu tun hat. Er will dadurch dem Patienten die Möglichkeit geben, nachzuholen, was er z.B. in der frühen Kindheit versäumt hat, weil er keine hinreichend gute Mutter hatte, wie es Winnicott nennt. Der Analytiker würde, in dieser Konzeption, die Ansprüche des Patienten erfüllen.

Lacan, der ansonsten bei Winnicott voll des Lobes ist, wirft ihm Leidenschaft statt Wissen vor; Leidenschaft, mit der das Problem, das Freud eher resigniert in einer unendlichen Analyse anzugehen sich gezwungen sah, direkt, in einer Art Kurzschluß unter Umgehung der Position des Analytikers, gelöst werden soll. Lacan hat versucht, diese Leidenschaft in einer Theorie des psychoanalytischen Akts mit der Position des Analytikers zu vereinbaren. Wie Freud entwickelt auch Lacan den Begriff des Restes jenseits der Arbeit am unbewußten Wissen, des Entzifferbaren: was er das Objekt a nennt. Bei Freud ist es v.a. eine Eigenschaft der Konstitution, bei Winnicott Auswirkung einer ungünstigen Umgebung, bei Lacan eine der Struktur. Dieser Auswirkung einer Struktur wird bei Lacan im Gegensatz zu Freud und Winnicott eine Funktion verliehen, nämlich die, das Begehr zu verursachen. Was die Behandlungspraxis betrifft, geht es darum, daß der Analytiker den Platz dieser Ursache des Begehrens, also der Bewegung der Signifikanten, dessen, was die Signifikanten antreibt, des Objekt a einnimmt, um in der Behandlung auch

über die Grenze des unbewußten Wissens hinauszugehen. Die bereits erwähnte *docta ignorantia* in Zusammenhang mit dem Analytiker, der offen sein soll für den Analysanten und sein Begehr, die Tatsache, daß er sein professionelles Wissen vergessen soll, damit er offen ist für die Neuheit jeden Falls, gewinnt von daher eine andere Bedeutung. Es geht jetzt darum, zu wissen, wie man den Platz des Objekts a, des Abfalls, des Restes einnehmen kann, um nicht in einer im Prinzip unendlichen Arbeit am unbewußten Wissen, die den Rest nie einholen kann, zu kreisen. Darüber gibt es keine Theorie, keine daraus ableitbaren Handlungsanweisungen. Lacan hat versucht, eine Einrichtung zu schaffen, die *passe*, wo Analysanten, die am Ende ihrer Analyse, speziell einer Lehranalyse, evtl. eine entsprechende Erfahrung machen konnten, darüber etwas sagen sollten.

Lacan spricht im Seminar über *Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse* in einer kleinen Geschichte über das Problem, den Platz des Objekts a, des Restes einzunehmen. Ich möchte Ihnen diese Geschichte nicht vorenthalten, weil sie auch etwas von Lacans Stil vermittelt, der doch des ernsten grauen oder einführend humanistischen Gepränges entbehrt.

»In der Geschichte, die ich, als ich klein war, auf einem Bilderbogen von Epinal las, labt sich ein Bettler, an einer Küchentür stehend, am Duft eines Bratens. Hier stellt der Duft das Menü dar, also Signifikanten, denn es wird ja nur gesprochen. Es tritt nun aber die folgende Komplikation auf – und hier beginnt meine Geschichte – das Menü ist chinesisch geschrieben. Also verlangt man als erstes von der Wirtin die Übersetzung, und sie übersetzt – *Kaiserpastete, Frühlingsrollen* und so weiter. Es kann aber sein, wenn Sie zum ersten Mal in einem chinesischen Restaurant sind, daß Ihnen die Übersetzung auch nichts sagt und Sie sich abermals an die Wirtin wenden müssen mit dem Anspruch, Ihnen *zu raten*, und das heißt dann: *Sie müssen wissen, was ich hier herinnen soll / que je désire là-dedans/hier herinnen begehre!*

Nimmt man aber mit Recht an, daß diese paradoxe Situation darauf hinaus muß? Wäre es an diesem Punkt, wo Sie sich irgendeiner Eingebung der Wirtin überlassen, nachdem Sie gesehen haben, wie diese von Mal zu Mal sich in ihrer Wichtigkeit aufblies, wäre es da, wenn 's Ihnen schon drum ist und auch die Gelegenheit günstig scheint, nicht eher angebracht, ihr an die Brüste zu langen, und wär 's auch nur ein bißchen? [...] Nun! So paradox und so beiläufig Ihnen dieser kleine Apolog erscheinen mag, es geht genau darum bei der Realität der Analyse. Es reicht nicht, daß der Analytiker nur in der Funktion des Tiresias auftritt. Er muß, nach einer Bemerkung von Apollinaire, auch Zitzen haben. Ich will damit sagen, daß die Übertragung so operieren und auch

so gehandhabt werden muß, daß jener Abstand erhalten bleibt zwischen dem Punkt, wo das Subjekt sich als liebenswert sieht – und jenem andern Punkt, wo das Subjekt sich als Mangel durch *a* kausiert sieht, und wo *a* jene Kluft stopft, die für die inaugura-le Teilung des Subjekts konstitutiv ist.«²³

Die im Prinzip unabsließbare Arbeit am unbewußten Wissen muß zur Konstruktion des Phantasma führen. Das Phantasma ist ein Verhältnis, das das Subjekt mit diesem Rest eingehen muß, zum Teil in Form einer Identifizierung.²⁴ Damit ist das Subjekt nicht nur ein leerer Platz, bereit für die Aufnahme von Signifikanten, die es fallweise repräsentieren. Neben diesem eher flüchtigen Aspekt des Subjekts bedeutet das Phantasma etwas Träges, für jedes Individuum Spezifisches. Es gibt im Leben eines jeden Subjekts etwas sehr schwer Zugängliches, nicht direkt Greifbares gibt, was aber dennoch wie eine Art Tönung alle Wahrnehmungen, alle Handlungen, die ganz besondere Art seiner Beziehungen einfärbt, sie begleitet, ohne daß das Subjekt dies merken könnte. Es handelt sich dabei nicht um eine indirekte Auswirkung unbewußter Wünsche oder neurotischer Symptome, die prinzipiell der Deutung zugänglich sind. Das Phantasma kann nicht gedeutet werden, es muß (natürlich sprachlich) konstruiert werden. Ein wichtiger Aspekt des Phantasmas besteht darin, daß in ihm ein Verhältnis des Subjekts zum Objekt *a* hergestellt wird; oder anders gesagt, es ist eine Art Inszenierung und Deutung des Begehrns des (elterlichen) Anderen, welches das Begehrn des Subjekts determiniert. Konkret heißt dies, daß am Ende einer Analyse nach einer längeren Arbeit am unbewußten Wissen, an den Bildungen des Unbewußten, die entscheidenden Elemente der unbewußten Deutung des Analysanten des Begehrns seiner elterlichen Anderen, das sein Begehrn bestimmt, konstruiert werden. Der Effekt für das Subjekt besteht darin, daß die Faszination dieser Art Abhängigkeit kleiner wird, das Subjekt kann sich davon lösen. Lacan nennt dies die Durchquerung des Phantasmas, die das Ende der Analyse darstellt.

Es gibt, was das Ende einer Analyse betrifft, eine Veränderung in der Einstellung Lacans. Beim ›frühen‹²⁵ Lacan geht es am Ende der Analyse um die Befreiung des Begehrns von der Abhängigkeit vom Begehrn des Anderen, um dessen Subjektivierung, was bei der Durchquerung des Phantasmas geschieht. Bruce Fink beschreibt es so:

»Man muß hier den Schluß ziehen, daß das Beenden nicht ein ›Problem‹ der Psychoanalyse ist: Der Analytiker ersucht den Analysanten weiterhin, wieder zu kommen, was auch immer geschieht. Wenn sein Begehrn zureichend entschieden ist, beendet der

Analysant die Kur von sich aus, ohne Wochen oder Monate mit Gerede darüber zu verbringen, wie er den Analytiker vermissen wird oder damit, die Arbeit, die sie zusammen geleistet haben, zusammenzufassen.«²⁶

Beim »späten« Lacan wird der Trieb, die Triebbefriedigung, das Genießen wichtiger, das Begehrchen wird mehr in seiner Funktion der Hemmung und Abwehr des Genießens gesehen. Jacques-Alain Miller schreibt dazu:

»Dem Trieb könnte das Verbot nicht gleichgültiger sein; er weiß nichts vom Verbot und träumt sicherlich nicht von seiner Überschreitung. Der Trieb folgt seiner eigenen Neigung und erlangt immer Befriedigung. Das Begehrchen wird bedrückt von Erwägungen wie: ›Sie wollen, daß ich es mache, also mache ich es nicht‹ oder: ›Ich soll nicht diesen Weg gehen, also werde ich diesen Weg gehen, aber im letzten Augenblick werde ich dies ohnehin nicht tun können‹. [...] Während einer ganzen Periode seiner theoretischen Ausarbeitung versucht Lacan, die Lebensfunktionen auf das Begehrchen zu stützen. Aber unterscheidet er einmal den Trieb vom Begehrchen, erfolgt eine Entwertung des Begehrchens, da er vor allem das ›Nicht‹ akzentuiert, auf das sich das Begehrchen gründet. Wesentlich wird dann hingegen der Trieb als eine Aktivität, die auf das verlorene Objekt bezogen ist, das Genießen erzeugt. [...] Dem Begehrchen ist seine Sackgasse wesentlich. Lacan sagt, daß man seine Crux in den Unmöglichkeiten findet, und wir können feststellen, daß seine Handlung im Grunde eine Sackgasse erreicht. Dies ist mehr oder weniger, was Lacan in »Proposition de 1967« sagt: ›Unsere Sackgasse ist jene des Subjekts des Unbewußten.‹ Man könnte sagen: unsere Sackgasse ist jene des Subjekts des Begehrchens. Die Crux des Triebs findet sich nicht in Unmöglichkeiten. [...] Der Trieb gerät niemals in eine Sackgasse.«²⁷

Sie sehen, die Psychoanalyse kann am ehesten als Methode, die sich mit dem Mangel oder dem Rest beschäftigt, bezeichnet werden. In der Praxis der Behandlung wird nichts geheilt, zugenäht, aufgebaut, nicht getröstet. Gleichwohl wird dem Subjekt ein Möglichkeitsraum gegeben, Geschichten und Identifizierungen anders zu hören, zu lesen und schließlich auch zu leben. Man könnte vielleicht den aufmunternden Satz »Du hast doch nichts zu verlieren!«, den man dem zukommen läßt, der sich in einer schwierigen Lage, in einer Sackgasse befindet, der vor einer Entscheidung steht und der eigentlich handeln müßte, man könnte diese Aufmunterung aus der Sicht der Psychoanalyse, ohne jetzt potentielle Analysanten verschrecken zu wollen, umwandeln in ein: »Nur zu, du hast nur zu verlieren!«

Anmerkungen

- 1 Vgl. Sigmund Freud, Carl Gustav Jung: *Briefwechsel*, William McGuire, Wolfgang Sauerländer (Hg.), Frankfurt am Main 1974, 224.
- 2 Friedrich Kluge: *Etymologisches Wörterbuch*, Berlin, New York 1975, 298. Ausführlich zitiert, ebd.: »Ein in obd. Mundarten seit dem 15. Jh. bezeugtes heilen ‹kastrieren› (von Ochse, Schaf, Schwein, selten Pferd), mnd. hēlen, heilen, mnl. heylen, ags. (tō) hælan, ist nach M. Leumann [...] Lehnübersetzung des gleichbed. lat. sānāre ‹dem männlichen Tier durch Wegschneiden der Hoden die Wildheit nehmen›.«
- 3 Vgl. Sigmund Freud: »Die Freudsche psychoanalytische Methode«, in: ders., *Gesammelte Werke [GW]* I-XVIII Bde. und Nachtragsband, Frankfurt am Main 1968, hier GW V, 8.
- 4 Vgl. u.a. Freud, »Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten«, GW X, 126-136.
- 5 Man kann z.B. einen Traum nicht unter experimentellen Bedingungen wiederholen lassen. Bei Befragungen müßte von einer allgemeinen, für alle Subjekte gleichen Bedeutung der sprachlichen Formulierungen ausgegangen werden, was aus der Sicht der Psychoanalyse nicht geht.
- 6 Nur damit keine Mißverständnisse aufkommen: dies heißt nicht, daß die Psychoanalyse eine besondere Affinität zum momentan konjunktuell flottierenden Motto – jeder sei seines kapitalistischen Glückes eigener Schmied –, habe, indem er sich gnadenlos selbst vermarktet.
- 7 Vgl. Max R. Bennett, Peter M. S. Hacker: *Philosophical Foundations of Neuroscience*, Oxford 2003.
- 8 Freud, »Die Traumdeutung«, GW II/III, 568f.
- 9 Vgl. Freud, »Zur Dynamik der Übertragung«, GW VIII, 363-374; ders., »Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten«, GW X, 126-136.
- 10 Jacques Lacan: »Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion, wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint«, in: ders., *Schriften I*, Norbert Haas (Hg.), übersetzt von Rudolphe Gasché, Norbert Haas et al., Olten 1973, 61-70.
- 11 Vgl. Jacques Lacan: »Über eine Frage, die jeder möglichen Behandlung der Psychose vorausgeht«, in: ders., *Schriften II*, Norbert Haas, Hans-Joachim Metzger (Hg.), übersetzt von Chantal Creusot, Olten 1975, 86, 87.
- 12 Lacan betont, daß es hier nicht um Intersubjektivität geht. Genau genommen unterstellt nicht ein Subjekt einem anderen Subjekt ein Wissen, sondern einem nicht gewußten, unbewußten Wissen wird ein Subjekt unterstellt, besser beigestellt. Der Analytant unterstellt, daß in seinem nicht subjektivierten, unbewußten Wissen ein Subjekt ist, das der Analytiker repräsentiert, indem er den Platz des Anderen einnimmt. Vgl. Jacques Lacan: »Proposition du 9 octobre 1967«, in: *Analytica* Vol. 8 (Supplement zu *Ornicar?* No 13), Paris 1978, 9ff.
- 13 Vgl. Jacques Lacan: »Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse«, in: ders., *Schriften I*, Norbert Haas (Hg.), übersetzt von Rudolphe Gasché, Norbert Haas et al., Olten 1973, 71-170.
- 14 Vgl. Jacques Lacan: »Das Drängen des Buchstabens im Unbewußten oder die Vernunft seit Freud« in ders., *Schriften II*, Norbert Haas, Hans-Joachim Metzger (Hg.), übersetzt von Chantal Creusot, Olten 1975.
- 15 Freud, »Bemerkungen über einen Fall von Zwangsnervose«, GW VII, 411.
- 16 Vgl. Jacques Lacan: »Das Seminar über E. A. Poes ›Der entwendete Brief‹«, in: ders., *Schriften I*, Norbert Haas (Hg.), übersetzt von Rudolphe Gasché, Norbert Haas et al., Olten 1973, 7-60.
- 17 Jacques Lacan: *Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse. Das Seminar Buch XI*, Textherstellung durch Jacques-Alain Miller, Norbert Haas, Hans-Joachim Metzger (Hg.), übersetzt von Norbert Haas, Olten 1980, 263.
- 18 Vgl. Jacques Lacan: »Joyce le symptome«, in: Jacques Aubert (Hg.): *Joyce avec Lacan*, Paris 1987.
- 19 Meines Wissens gibt es kaum theoretische Vorstellungen, wie dieses »Verstopfen«, »Austrocknen« funktionieren soll.
- 20 Vgl. Freud, »Das Ich und das Es«, GW XIII, 235-290.

- 21 Eine ausführliche Darstellung dieser Problematik, der ich hier weitgehend folge, findet sich bei Michael Turnheim: *Versammlung und Zerstreuung*, Wien 1996, 9-20.
- 22 Vgl. z.B. Dylan Evans: *Wörterbuch der Lacanschen Psychoanalyse*, Wien 2002, 206f.
- 23 Lacan, *Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse*, 283, 284.
- 24 Die Frage des Phantasmas wird an vielen Stellen des Lacanschen Werkes angesprochen, u.a. in Jacques Lacan: »La direction de la cure«, in: ders., *Écrits*, Paris 1966, 637 und ders., im *Seminar XIV. La logique du fantasme* (unveröffentlicht).
- 25 Mir ist klar, daß eine Einteilung in einen ›frühen‹ und ›späten‹ Lacan eine heikle, sicher auch willkürliche Angelegenheit ist. Jacques-Alain Miller hat es versucht z.B. in seinem unveröffentlichten Seminar *Donc* (1993-1994).
- 26 Bruce Fink: *Eine klinische Einführung in die Lacansche Psychoanalyse Theorie und Technik*, Wien 2005, 352.
- 27 Ebd., 275.